

Ingeborg Flagge

Sie ist den meisten Lesern vermutlich als Chefredakteurin der Zeitschrift »Der Architekt« bekannt. Zuvor leitete sie die Öffentlichkeitsarbeit des BDA und war dessen Bundesgeschäftsführerin. Das Gespräch mit ihr führte Wilfried Dechau.

Wie bist Du eigentlich an die Architektur gekommen?

Ich stamme aus einem völlig akünstlerischen und amüsischen Haushalt – also mit Arbeiterhintergrund. Hinführung zur Architektur oder an andere Fragen der Kunst fanden nicht statt.

Unmittelbar nach dem Abitur bin ich als au pair nach England gegangen. Ich wollte Dolmetscherin werden und habe in Cambridge mit einem Sprachstudium begonnen. Ich kam nach einem Jahr zurück und habe in Köln ein wenig in die Uni »reingerochen«. Ich war fasziniert von dem Uni-Betrieb. Meine Absicht, nach Paris zu gehen und Französisch anzuhängen, ließ ich fallen und fing zunächst mit Philosophie, Keltisch, Mittelalterlicher Geschichte an. Nach ein paar Semestern bin ich auf klassische Archäologie und Ägyptologie umgestiegen.

Bei einer Grabung in Griechenland lernte ich den Architekten Otto Flagge kennen. Wir haben zwei Jahre später in England geheiratet, wo ich mit einem Stipendium der Studienstiftung an meiner Promotion arbeitete. Aber da war ich immer noch nicht an Architektur interessiert. 1971 war ich fertig und überlegte mir kurz vor der Promotion, was ich eigentlich machen könne.

Schließlich bei der Architektur gelandet

Zufällig stieß ich in der »Zeit« auf eine Anzeige des BDA. Die suchten jemanden, der Information, Dokumentation und Öffentlichkeitsarbeit macht. Damit war ich mitten drin – ohne von Architektur etwas zu verstehen. Beim BDA hatte ich zwei Lehrmeister; Architekten, mit denen ich ständig auf Exkursion gegangen bin. Mit dem einen der beiden bin ich mindestens zehn, zwölf mal in Dänemark gewesen. Der erklärte mir zunächst mal alles, die Konstruktion, die Fassade; hat dann analysiert, was gut daran ist und



warum es gut ist. Danach mußte ich selbst genau beschreiben. Nun, das konnte ich – das entspricht dem Grundgerüst des Archäologen, der zuerst mal beschreiben muß, was er sieht. Und dann ging es weiter: Analysier doch mal, setz doch mal ins Verhältnis zueinander. Was ist gut, was ist schlecht? Warum? Das war eine ausgezeichnete Schulung. Und da der Mann ein Anhänger des Funktionalismus war, ist das eine regelrechte Prägung geworden.

Mit mir gleichzeitig wurden beim BDA ein Soziologe und ein Architekt (und Stadtplaner) eingestellt.

Damals gab es zig Publikationen des BDA, es gab die Zeitschrift »Der Architekt«, es gab eine vierteljährliche Zeitschrift zusätzlich, es gab einmal die Woche BDA-Nachrichten und einige interne kleine Blättchen. Eine Informationsflut. Genau wie das seinerzeit an den Hochschulen war; Diskussionen, Diskussionen, Diskussionen. Irgendwann warfen sie ihren Chefredakteur raus, weil die Zeitschrift am Ende war und die Delegierten beschlossen hatten, sie einzustellen. Als er dann entlassen war, fand man, so ganz ohne Zeit-

schrift gehe es wohl doch nicht – und haben mir die Zeitschrift zugeschustert. Die bestand zu Dreiviertel aus direkt von Firmen commendenden, unredigierten, bautechnischen Informationen. Es war ein abenteuerliches Blatt. Ich hatte von Architektur wenig Ahnung, in der Öffentlichkeitsarbeit war ich gerade eben drin – das war anderthalb Jahre nachdem ich angefangen hatte – und sollte plötzlich eine Zeitschrift machen. Dann kam Kurt Ackermann ins Präsidium und wurde verantwortlich für Öffentlichkeitsarbeit und die Zeitung. Zusammen mit ihm und Otl Aicher haben wir das Konzept der Zeitschrift entwickelt, so wie es sich jetzt ja auch noch darstellt.

Wissenschaftlich arbeiten

Im Hinterkopf spukte bei mir immer noch die Idee, zur Universität zu gehen – aber mittlerweile nicht mehr zur Archäologie, sondern zur Architektur. Als Thema für eine Habilitation hatte ich im Sinn: »Symbole in der Architektur des 20. Jahrhunderts«. Wenn ich das geschrieben hätte, wäre ich sozusagen der große Hirsch gewesen. Ich wäre vor der Postmoderne rausgekommen – wäre weiblicher Heinrich Klotz oder so

etwas geworden. Meine Tätigkeit beim BDA hatte ich auf halbtags reduziert. Ein Jahr lang habe ich eisern jeden Nachmittag in der Uni gegessen und versucht, an diesem Thema zu arbeiten. Aber durch die ganz andere Art der Arbeit in einer Redaktion war ich wohl für strikt wissenschaftliches Arbeiten im Grunde verdorben. Da habe ich es aufgesteckt. Das war 1978, zu einem Zeitpunkt, als Herr Neuenfeld, mein Vorgänger, die Geschäftsführung beim BDA aufgab. Das war für mich die nächste Herausforderung.

Die Nöte des freien Schaffens

Ich wollte weg von dem, was ich eigentlich am besten kann, nämlich organisieren. Ich wollte hin zu mehr inhaltlicher, ruhiger Arbeit, also zum Schreiben. Ich bin am besten, wenn ich allein arbeite, d. h., wenn mir nicht allzuviel Leute dreinreden können. Mich in ein enges Team zu stecken, regt mich nicht an, sondern regt mich auf. Insofern konnte ich mir die Frage, ob ich allein weitermachen oder in einen anderen Betrieb, eine andere Redaktion gehen sollte, leicht selbst beantworten. Ich muß allerdings gestehen, daß ich mir das freiberufliche Dasein erstens freier und zweitens nicht so schwer vorgestellt hatte. Als Geschäftsführerin beim BDA war ich freier.

Was könntest Du Dir vorstellen?

Ich hätte nichts dagegen, das Feuilleton bei einer Wochenzeitung zu machen. Da wäre zum einen die Liberalität eines angesehenen Blattes und zum anderen die Möglichkeit, auch mal länger an einem Thema dranbleiben zu können. Denn so, wie ich jetzt arbeite, springe ich ständig im Quadrat: Ich mache für den Rundfunk Sendungen. Ich schreibe für zwei Wochenzeitungen, manchmal für das Deutsche Allgemeine Sonntagsblatt, manchmal für den Rheinischen Merkur. Ich mache eine Buchreihe »Architektur in der Demokratie«. Ich mache die Zeitschrift für den BDA. Ich mache temporäre Öffentlichkeitsarbeit für Hoechst (im Zusammenhang mit der Peter Behrens-Ausstellung). Ich mache für Philips ein Buch über Architektur und Licht. Ich habe einfach das Gefühl, das zerreißt mich.

Paßt das alles in Deinen Stundenplan?

Kaum. Aber es ist fast unmöglich, sich zu reduzieren. Für eine Tageszeitung zu schreiben, kostet viel Zeit, aber du brauchst das als Ausweis, weil du durch deren höhere Auflage natürlich wesentlich mehr erreichen kannst als zum Beispiel mit einem Leitartikel in »Der Architekt«. Das heißt, auf der einen Seite mache ich PR für mich, bekomme aber nur 300 DM dafür, obwohl ich eine Woche dransitze; auf der anderen Seite bin ich dann darauf angewiesen, z. B. mit der weit besser bezahlten Öffentlichkeitsarbeit für eine größere Organisation, das Geld zu verdienen, mit dem ich die andere Arbeit finanziere. Dieser Markt macht aus dir auch einen Feilscher, reduziert dich auch zur Hure, um deutlich zu werden. Eine unselbige Entwicklung habe ich dabei allerdings an mir beobachtet: Ich bin flüchtig, oberflächlich geworden. Ich produziere ein hohes Maß an Fehlern, die ich, wenn ich sorgfältiger an den Dingen dranbliebe, also mit mehr Zeit, vermeiden müßte und könnte.

»An mir ist ein Schauspieler verlorengegangen«

Ich bin ein relatives Unikum – von meiner Mentalität her gesehen – in meiner rheinischen Umgebung. Ich bin ein leidenschaftlicher Karnevalsanhänger. An mir ist ein Schauspieler verlorengegangen. Ich wäre für mein Leben gern entweder Puppenspieler oder Schauspieler geworden. Verkleidet habe ich mich immer gern. Ich spiele gern den Clown, ich habe ihn früher häufig gespielt – auch als eine Form von Erleichterung. Aus-sich-herausgehen. Ich habe immer davon geträumt, einmal eine Bütenrede zu halten – aber verkleidet. Ich bin 49 in Köln in die Schule gekommen, bin also absolut perfekt in Kölsch. Ich kann das vornehme Kölsch, das Marktfrauenkölsch, das Klofrauenkölsch. Aber mir fehlt das *laissez-faire* der Rheinländer, dieses Kommst-du-heut-nicht-kommst-du-morgen; mir fehlt so die gewisse Berechnung; mir fehlt das bißchen Hinterfotzige.

Wahrscheinlich habe ich einen preußischen Touch. Insofern ist mein Hang zum Norden vielleicht zu erklären. Ich fühle mich wohler da oben, wo der Wind ein bißchen mehr bläst, wo die Köpfe anders durchlüftet werden . . .

Eine Architekturzeitschrift machen

Wilfried, mit welchem Aufhänger machst Du eigentlich die Zeitschrift, mit einer bestimmten Architekturidee im Kopf, mit einem bestimmten Ideal?

Ich mache sie bestimmt nicht mit der Vorstellung, es allen recht machen zu wollen. Dahinter steht nicht unbedingt ein exakt beschreibbares Architekturideal. Es sind eher einzelne Elemente, die mir für die Beurteilung, also auch für die Auswahl wichtig sind. Ich will das mal an einem konkreten Beispiel festmachen: Vor kurzem habe ich Calatravas Brücke in Barcelona angesehen und war erschrocken. Ich finde sie in ihrem konstruktiven Aufwand um ein Vielfaches überzogen. Alles, was auf den häufig publizierten Modellfotos noch so imposant ausgesehen hatte, erweist sich vor Ort als konstruktiver Mümpitz. Vom Modell her hatte man noch eine Brücke von atemberaubender Spannweite assoziieren können, doch in der gar nicht mehr so großartigen Realität zeigen sich die meisten konstruktiven Elemente als konstruktiv nicht erforderlich, also als zur Dekoration verkommene Konstruktion. Und da sträuben sich mir die Haare.

»Der Architekt« ist ja in dem herkömmlichen Sinne keine Architekturzeitschrift. Was Du sagtest, Klarheit, Ehrlichkeit, das sind auch bei mir die Prüfsteine für die Auswahl der Themen. Es ist der Versuch, Architekten durch eine grundsätzliche Auseinandersetzung Argumente an die Hand zu geben, die ihnen selbst die Einordnung ihres Bauens erleichtern und ihnen bei der Suche nach einem Ziel oder beim Finden eines Zieles ein paar Anhaltspunkte geben.

Architekturkritik

Es gibt bei uns offensichtlich nur die Extreme Verriß oder Belobigung. Mit gewissem Neid schaue ich immer in englische Zeitschriften. Sowohl Macher als auch Leser beweisen dort in Sachen Kritik viel mehr Souveränität. Hierzulande ist es – um ein Beispiel herauszugreifen – fast unmöglich, Architekten dazu zu bringen, sich kritisch mit der Arbeit von Kollegen auseinanderzusetzen. Das paßt nicht zu den von einer Architekturzeitschrift offenbar erwarteten Ritualen. Das Schema der Hofberichterstattung, in dem Vorzeigbares publiziert und anderes gar nicht erst erwähnt wird, zu durchbrechen, ist außerordentlich schwierig.

Schau Dich doch einmal um, wem es denn von den anderen Kollegen – nicht nur von den Fachzeitschriften – gelingt, eine sachliche, aber durchaus kritische Architekturkritik zu verfassen. Außer Wolfgang Pehnt fällt mir niemand ein. Manfred Sack ist auch keiner. Er sucht sich inzwischen auch nur noch die Sachen raus, die er positiv behandeln kann, um nichts Negatives sagen zu müssen. Ich glaube, daß die Engländer wesentlich emotionsloser an eine Sache herangehen, ohne Häme, ohne Vorurteil. Wenn ich z. B. von Rayner Banham etwas in AR lese, registriere ich das immer wieder mit Hochachtung. Ich kann es selbst aber auch nicht. Es ist natürlich leichter, nur positiv zu sein oder draufzuhauen. Aber es scheint mir auch etwas mit einer kritischen Distanz zu sich selbst zu tun zu haben – daß diese Art zu schreiben nur dann möglich ist, wenn man sich selbst nicht für so wichtig nimmt. Nun haben die Engländer ja uns gegenüber sowieso einen ungeheuren Vorteil: Sie können selbst die schwierigsten Sachverhalte einfach ausdrücken, mit leichter Hand und doch fundiert.

Das merkt man beim Übersetzen englischer Texte bisweilen schmerzlich. Dann spürt man plötzlich die Kantigkeit der deutschen Sprache, die alles immer so schrecklich genau wissen will – nicht ohne Grund sind die übersetzten Texte immer um einiges länger als die Originale.

»Ich würde mich nie als Feministin bezeichnen!«

Erlebst Du es sehr bewußt, als Frau innerhalb einer Männergesellschaft zu arbeiten? Ich kann dazu eigentlich überhaupt nichts sagen, weil das nie ein Gesichtspunkt für mich gewesen ist. Natürlich bin ich eine Frau und natürlich habe ich mit Männern zu tun. Ich habe aber in den Männern, mit denen ich zu tun hatte, immer nur Hilfe und Unterstützung gefunden (bis auf einen – Hackelsberger –, der mir nach sechs Wochen beim BDA einen Klotz zwischen die Füße warf). Die Frage ob Mann oder Frau, hat bei meiner Arbeit nie eine Rolle gespielt. Natürlich nehme ich es wahr, daß wir eine Bundesbauministerin haben, daß es eine Frau Jakubeit gibt, die einen »Männerposten« bekommt, daß es eine Nachfolgerin von Hilmar Hoffmann gibt, daß es eine Nachfolgerin von Hermann Glaser als Kulturdezernentin in Nürnberg geben wird. Aber ich war nie in diesem feministischen Klassenkampf drin. Ich würde mich auch nie als Feministin bezeichnen. Man hat mir einmal die Leitung des Frauenfunkes des Hessischen Rundfunks angeboten. Dieser Frauenfunk war insofern interessant, als er sämtliche Randgruppen mit umfaßte, also auch Alte, Kinder, Ausländer. Aber er war hauptsächlich Frauenfunk, und die Vorstellung, daß ich da sitzen würde als Therapeutin für Frauenfragen, war letztlich der Grund, weshalb ich das abgelehnt habe. Ich habe nie Nackenschläge von Seiten der Männer einstecken müssen.

Hängt das mit Deinem Temperament zusammen, mit Deiner Art Dich zu äußern, Dich zu geben, Dich zu zeigen? Ist das nicht sogar wichtiger als die Frage Mann oder Frau? Du hörst ja bestimmt nicht zum ersten Mal die boshafte Einschätzung: »Die Ingeborg Flagge hat Haare auf den Zähnen!«

Das ist eine Einschätzung, die viele von mir haben, sicher ist das eine Konsequenz meines nicht nach Geschlechtern trennenden, selbstverständlichen Umgangs mit Menschen. Die Frage Mann oder Frau spielt für mich überhaupt keine Rolle. Für mich ist nur wichtig, ob jemand kompetent ist oder nicht.